

75 Pf. 70 Pf. 65 Pf. 60 Pf. 55 Pf. 50 Pf. 45 Pf. 40 Pf. 35 Pf. 30 Pf. 25 Pf. 20 Pf. 15 Pf. 10 Pf. 5 Pf. 0 Pf.

Bezugspreis
In Halle und Umgegend 2,50 Mark.
In den übrigen Bezugsorten 3,00 Mark.
Die halbjährige Zeitung kostet 12,00 Mark.
Halbjährige Anzeigenpreise, halbjährige Gewinne, Gewinnausschüttungen, etc.
Halle, Verlagsanstalt, Buchdruckerei, etc.

Abend-Ausgabe.

Anzeigegebühren
In der halbjährigen Zeit für eine Zeile 100 Pfennig.
In der vierteljährigen Zeit für eine Zeile 150 Pfennig.
In der monatlichen Zeit für eine Zeile 200 Pfennig.
In der wöchentlichen Zeit für eine Zeile 300 Pfennig.
In der täglichen Zeit für eine Zeile 400 Pfennig.
In der stündlichen Zeit für eine Zeile 500 Pfennig.
In der halbtägigen Zeit für eine Zeile 600 Pfennig.
In der vierteltägigen Zeit für eine Zeile 700 Pfennig.
In der halbstündlichen Zeit für eine Zeile 800 Pfennig.
In der viertelstündlichen Zeit für eine Zeile 900 Pfennig.
In der halbstündlichen Zeit für eine Zeile 1000 Pfennig.

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 60. — Jahrg. 192. Halle a. S., Sonnabend 4. Februar 1899. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Preis: 10 Pf. für den Abonnenten. Berlin SW., Bernburgerstr. 3.

Der Staat als Unternehmer im Kampfe gegen die Sozialrevolution.

Wiederholt hat Kaiser Wilhelm II. den Appell an das Bürgerthum gerichtet, daß es ihm in dem ihm obliegenden Kampfe gegen die Unfürsorglichen zur Seite stehen möge. Daß die dem Monarchen für diesen Kampf zu leistende Unterstützung eine Pflicht darstellt für Alles, was an Bildung und Wohlgehalt ist, steht außer Zweifel. Diese Kampfpflicht wird von allen bürgerlichen Parteien, abgesehen natürlich von dem sozialistischen Freisinn, anerkannt; nur darüber kämten Zweifel obwalten, welche Form für diesen Kampf die erfolgversprechendste sein würde. Diese Verpflichtung des Bürgerthums beruht nicht etwa nur in seinem Interesse, da es zuerst selbst einen etwaigen Siege der Sozialrevolution zum Opfer fallen müßte, sondern bildet einen integrierenden Theil seiner Pflichten gegen die Nation und die Gesellschaft, die auf der Mitarbeit des zur Selbstverwaltung berufenen gebildeten und wohlhabenden Bürgerthums aufbaut sind. Diese staats- und selbstverwaltenden Bürgerpflicht wird aber praktisch in erster Linie durch das Unternehmertum geleistet. Der besondere Beruf der Unternehmerschaft ist es also, dem Monarchen Unterstützung im Kampfe gegen die Sozialdemokratie in Treue zu leisten, denn speziell an die Unternehmung richtet sich der Aufruf.

Daß die große Mehrheit des Unternehmertums das rechte Bewußtsein für diese Ständepflicht hat, beweist jene starke und zielbewußte Organisation, die es sich in den Arbeitgeberverbänden geschaffen hat, denen die besondere Aufgabe zufällt, Arbeiter und Arbeiterlöhne zu stellen, wo immer dies sozialrevolutionäre organisierte Protestierendes den Versuch macht, die staatliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche Ordnung zu zerstören. Wird aber der Staat nicht etwa dadurch von der Pflicht befreit, seine Machtmittel gegen die Unfürsorglichen einzusetzen, daß das Bürgerthum und insbesondere die Unternehmerschaft der Fahne folgen, welche die Krone in dieser Sache vorantreibt, so muß dem Staat eine doppelte Kampfpflicht dort erwachen, wo er zum Unternehmertum gehört, wo gewerbliche Betriebe und Anstalten des Verkehrsnetzes von Staat geleitet werden. Jeder, der an die Spitze eines solchen Staatsbetriebes gestellt ist oder in ihm an vormaligster Stelle als Beamter tritt, unterliegt daher einer doppelten Verpflichtung für diesen Kampf; er ist als Organ des Staates und als Glied der Unternehmerschaft gebunden, diese Pflicht zu erfüllen.

Was im Allgemeinen gilt, hat natürlich auch bei Wahlen

zu gelten. Insbesondere die Wahlen zum Reichstage bei allgemeinem gleichem, geheimem und direktem Wahlrechte beruhen auf der Voraussetzung, daß Jedermann seinen vollen Einfluß auf seine Umgebung mit allen legitimen Mitteln ausübt. Es war daher nur in der Ordnung, besonders nachdem für die Stichwahlen zum Reichstage die für alle bürgerlichen Stimmungen verbindliche Direktive ausgegeben war, geschlossenen gegen die Sozialdemokratie einzutreten, daß der Chef der kaiserlichen Werts in Danzig als Beamter und als Unternehmer seinen Einfluß in dieser Richtung geltend machte und dazu beitrug, Herrn Richter zum Siege über einen sozialdemokratischen Mitbewerber zu verhelfen.

Wenn daher, nachdem der Abgeordnete Singer deswegen sich bedauert fühlte, der Staatssekretär des Reichsmarine-Amtes ausgereit, er hätte den Chef der Danziger Werts bereits dahin verständigt, daß er nicht hätte so in die Wahl eingetreten sollen, so kann das nur so verstanden werden, daß Herr Timp nicht etwa das Eintreten des Herrn v. Bilitersheim gegen die Sozialdemokratie tadelte, sondern nur die Form beizubehalten wollte, in welcher der Eingriff erfolgte. Herr v. Timp und Graf Kintowitsch waren daher vollständig berechtigt, gegen die von links aus der Regierung des Herrn Staatssekretärs gedrückte Entstellung zu protestieren und daran festzuhalten, daß die Leiter von Staatsbetrieben in hervorgeredem Maße zum Kampfe gegen die Sozialrevolution verpflichtet sind. Es ist daher dankenswerth, wenn die „Nordd. Allg. Ztg.“ sofort jener Gegenbildung den Boden entzog, indem sie die Aufhebung des Herrn Timp anknüpfen wollte, indem sie enthieltende Verwahrung gegen eine Aufstellung einlegte. Die den verantwortlichen Leitern der staatlichen Betriebe das Recht beilegte, auf die politische Meinung der Angehörigen selbst dann einzuwirken, wenn eine sozialistische Propaganda für sie letzteren zu beschuldigen droht. Die Verantwortung der Regierung handeln lediglich pflichtgemäß, wenn sie den auf Untertragung jeder staatlichen Aktivität und auf Herabsetzung der Grundgesetze unterer nationaler und sozialer Institutionen gerichteten agitatorischen Unternehmungen mit Nachdruck entgegenzutreten. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie stellt sich dar nicht als eine Parteikampagne gegen die Arbeiterpartei, sondern als eine Abwehr wesentlicher politischer Einwirkungen auf die breiten Massen der deutschen Arbeiter, die auch heute noch treu zu Kaiser und Reich zu halten Willens sind, häufig aber durch die Propaganda der sozialdemokratischen Propaganda zum Abweichen an deren Organisationen gelehrt werden. Aufstellungen über das wahre Gesicht der Volkswirtschaft und Abhandlungen zur Abklärung der wasserrechtlichen Bestimmungen sind gegenüber allen Agitationen in Staat betriebe den Staat und die Pflicht der leitenden Beamten.

Das ist so klar gesprochen, daß Herr Singer mit seinem Geschwätz von „moderner Klaverei“, die in einem Kultur-

staate nicht gebildet werden dürfe, sich nur lächerlich gemacht hat. Wer den Leitern der Staatsbetriebe dieses Recht und diese Pflicht aberkennt, gibt damit den Kampf gegen die Sozialrevolution preis, jenen Kampf, zu dem Kaiser Wilhelm das gelammte Bürgerthum und insbesondere die Unternehmerschaft aufgerufen hat. Daß Herr Timp nicht daran gedacht haben kann, in diesem Kampf seines kaiserlichen Herrn zur Seite stehen zu wollen oder seinen Untergebenen zuzumuten, solches zu thun, ist so selbstverständlich, daß nur Besessene seinen Worten eine den Absichten Singers günstige Auslegung zu geben vermochte.

Deutsches Reich.

Die Rede des Kaisers auf dem Festmahle des Brandenburgischen Provinzial-Landtages liegt im Wortlaute noch nicht vor, jedoch führt die „Neu-Pst.“ darüber bereits das Folgende an: Nachdem der Kaiser, Erzherzog Dr. von Sachsen dem Kaiser in längerer Ansprache ein dreifaches Hoch, in das die Landtruppe mit echt mächtiger Begeisterung einstimmt, ausgedrückt hatte, antwortete Er Majestät sofort. Mit Dank gedachte er der hohen von seinem Ober-Bürgerpräsidenten vernommenen Worte, für das Gedenken der Thaten des Hohenzollernhauses und der Geschichte unseres Volkes in so patriotischer Weise. Ich glaube (so etwa sagte der Kaiser) wohl aus dem Herzen jedes von Ihnen zu sprechen, wenn ich sage, daß es zwei Umstände gewesen sind, welche meinem Hause und meinen Vorfahren für unser Volk zum Gelingen verholfen haben. Der Hauptmann stand in der That, daß meine Vorfahren schon zu frühesten Zeit, wo auch ihre Kämpfe toben, das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit, feil gegenüber dem Herrn im Himmel in sich fühlten, für ihr Volk und sich zur Abhilfe berufen fühlten. So dachte — dies der Gedankengang der Rede Sr. Majestät — August Friedrich, als er vom Kaiser in die Mark entsandt war, um Ordnung zu schaffen, weil er überzeugt war, daß ihm die Aufgabe dazu „von oben“ gekommen sei. Die Verantwortlichkeit gegenüber dem Volke habe allen Hohenzollern innewohnend. Der Herr Oberpräsident hat auch der Weise in sei heilige Land gebracht, da nun ich wohl sagen, daß ich manchen erhabenen Eindruck empfing, historischer und auch moderner Natur erob habe, aber er blieb doch zurück hinter dem mächtigen Eindruck, den ich empfand, auf dem Oelberg liegend und hinabblickend auf die Städte, wo der gewaltige Kampf ausgefochten wurde: um die Erziehung des Menschengeistes, ausgefochten von dem Guten, da

Der Hoch des Bürgermeisters.

Von Peter Hansen (Kopenhagen).

Zwischen den Papieren des vor ein paar Jahren verstorbenen Bürgermeisters Holt befand sich ein verpacktes Couvert mit der Aufschrift: „Einziges Schreiben soll nach meinem Tode in der „Berlingske Tidende“ oder in der Zeitung, die dann die bekannteste in Dänemark ist, veröffentlicht werden.“

Das Schreiben, das inoffen, soviel ich weiß, bisher in der „Berlingske Tidende“ noch nicht zum Druck gebracht wurde, lautet: „Ich wünsche zum Heil und Frommen unserer Gerichts- und Gesetzesmänner und Eitnerichter das Bekanntnis eines Diebstahls abzulegen, den ich in meinem vierzigsten Jahre begangen habe, ein Jahr nachdem ich zum Bürgermeister des guten jütändischen Städtchens ernannt worden war, wo ich vor Kurzem mein fünfundsiebzigjähriges Amt — Jubelium feierte und aus diesem Anlaß so viele Beweise von Sympathie und Wohlwollen empfing.“

Es war auf einem Herrenbier bei dem Landrath, dem nun bereits seit Langem erkrankten Rammerrath Alie. Nach Tisch spielten Baron Drnefeldt, Doktor Golstein und ich zusammen Whist. Die Stimmung war besonders ausgelassen. Wir hatten bei Tisch ein gutes Glas Wein getrunken und saßen nach Tisch wieder im Trinken fort.

Besonders der Baron war ordentlich in Stimmung. Er gab uns eine lange Geschichte vom Westen, wie er an Worgen einem Kampfsport ein paar alte Säule zu einem Preise angereist hatte, der um mindestens 200 Mark zu hoch war. Er hatte triumphierend sein Portfeuille hervor und zeigte uns ein kleines Bündchen Banknoten, das er dem armen Seelenhirt abgenommen hatte.

Im Vergleich mit dem Andern war ich nüchtern. Wohl hatte auch ich dem Wein ziemlich zugesprochen, aber mein Kopf war doch vollkommen klar, so daß ich sehr wohl wußte, was ich sagte und that.

Wir spielten mit einem Bündchen und ich war gerade an der Reihe, zuzusehen, als ich zufällig einen Blick nach unten warf und auf dem Boden eine Banknote von 100 Mark liegen

sah. Es war kein Zweifel, der Baron mußte sie verloren haben, als er seinen vier Portfeuille hervorholte hatte.

Ich wollte mich schon bücken und sie aufnehmen, als mich plötzlich eine unwiderstehliche Lust anfaßte, mir den Schein anzueignen.

Ich hatte nichts als mein Gefühl. Das genügte gerade, um als Junggeheile ohne große Sorgen leben zu können. Aber ich mußte mich doch ziemlich einschränken, wenn ich an Alie teilnehmen wollte, wozu mein Beruf mich verpflichtete. Außerdem hatte ich von meiner Studentenzeit her noch einige Schulden, hargum, hundert Mark waren immerhin eine große Summe für mich. Ich dachte daran, daß ich mir für die hundert Mark einen Winterrock anschaffen konnte, den ich hochnotwendig hatte.

Aber das war es nicht allein. Es überfiel mich eine Art Wohlgefallen bei dem Gedanken, ein Dieb zu werden. Und mit Höchstschmelze hatte ich meinen Plan gefaßt, den ich dann auch mit einer Kaltblütigkeit ausführte, die mich selber in Erhahmen setzte.

Während ich in die That, als ob ich aufmerksam dem Spiel zusah, nahm ich eine Banknote, schüttelte die Spitze ab und ließ sie aus Versehen bei Mirer fallen.

Es fiel glücklicherweise nicht neben die Banknote. Die andern Herren waren zu sehr mit ihrem Spiel beschäftigt, um darauf zu achten. Mit einer ärgerlichen Bewegung wegen meiner Unachtsamkeit bückte ich mich und that, als ob es mir schwer fiel, das Verlorene wiederzufinden. Diese Feil machte ich mir zu Nuzen, um ganz ruhig das Banknotlein in einen meiner Stiefelspitze zu schieben. Ich steckte es ordentlich tief und richtete mich dann mit einem Seufzer der Erleichterung wieder empor, brante meine Glatze an und blühte wieder interpellir auf das Spiel.

Der Augenblick der Abrechnung kam. Der Baron hatte gegen zwanig Mark verloren und holte sein Portfeuille hervor, um zu bezahlen.

„Na, Sie können's ja vertragen.“ sagte ich lachend, „wir hätten Sie eigentlich noch besser aufnehmen sollen.“ Und ich schenkte mir mein Glas voll und ließ mit dem Doktor an. In demselben Augenblick hörte ich den Baron sagen:

„Tausch, mir fehlen hundert Mark.“

Ich trank ruhig mein Glas aus und sagte dann: „Na, Baron, Sie haben sich wohl schlechter gemacht, als

Sie in Wirklichkeit sind. Es waren wohl nur hundert Mark, die sie dem guten Kaiser zu viel abgenommen haben.“

Aber der Baron, der nochmals sein Geld überzählte, sagte:

„Nein, auf Ehre, es fehlen mir hundert Mark. So benebelt kann ich doch nicht sein. Bester Kammerier — wachte er sich an unseren Gastgeber — bitte zählen Sie doch mal mein Geld nach. Als ich aus dem Hotel ging, latte ich acht Hundertmark Scheine und dreihundert Mark in Zwanzigmark-Scheinen. Und jetzt zähle ich nur sieben Hundertmark Scheine.“

Unter allgemeiner Heiterkeit nahm der Landrath das übergeben Scheine und zählte es nach.

Mein Freund Doktor Golstein kam, wenn er mich überlebte, besungen, welche eine peinliche Stimmung entfiel, als der Landrath erklärte: „Hier sind allerdings nur sieben Hundertmark Scheine“ und der Baron auf seine ernste Frage: „Sind Sie auch sicher, daß es acht sein müssen?“ antwortete: „Ich will jederzeit einen Eid ablegen, daß es acht Scheine waren, als ich das Hotel verließ. Ich zählte noch einmal genau nach, bevor ich hierherkam.“

Es entstand eine lange, peinliche Stille. Dann sagte der Landrath:

„Es thut mir leid, Baron, aber wenn das Geld da war, dann muß es doch auch zu finden sein.“

Ich erinnere mich, daß ich in diesem Augenblick etwas wie Mitleid empfand, nicht mit dem Baron, sondern mit dem liebenswürdigen Landrath, dem es offenbar sehr unangenehm war, daß sich das in seinem Hause ereignen mußte. Ich war schon im Begriff, die ganze Geschichte für einen Scherz meinerseits zu erklären und die Banknote hervorzuholen, aber ich schüchelte. Einmal, weil ich das Geld gern selbst behalten wollte, zweitens, weil mich das selbe prächtige Verbrechen von einem Andern überkam bei dem Gedanken, daß ich als Missethäter und Hüter des Geldes in einer Person darlag.

Es begann nun ein eifriges Suchen nach dem verlorenen Schein. Allerlei Fragen und Vermuthungen durchschwirrten die Luft.

„Sind Sie auch sicher, Baron, daß Sie den Schein in die Tasche gesteckt hatten?“

„Sind Sie vielleicht vorher noch in einem Laden gewesen?“

„Haben Sie sich auch in dem Hotel nicht verzögert?“

nach (so sage Er. Weisheit) erst er sich den Fährten aus Neue nachzuweisen, nichts unversucht zu lassen, um sein Volk zu reinigen und mitzugeben, die Sünde zu bestrafen. ... Dort im Lande der westlichen und baumlosen Wälder seien ihm auch die märkischen Seen und die Kiefernberge wieder eingefallen; möge man auch späterhin darüber; es ist doch besser dabei, als in der Fremde. Der Kaiser erinnerte dann an die Worte Moltkes nach dem siegreichen Kriege gegen Frankreich, als sich der Jubel gelegt hatte, zu Bismarck, daß es nun gelte, „den Baum zu wässern“! Nun, er, der Kaiser, wolle dem Baum ein gute Gärtnerei sein, der dem Baum des Deutschen Reiches zum Wachsen fliegen, die fährten Wege beschneiden, die schädlichen Bürgergenossen bestrafen wolle. Auch der allgemeinen Friedensbestrebungen gedachte Er. Majestät und wies hin auf die fährten Sünde der Welt, auf den Jüdelstahl und Meid! Aber dagegen werde sich Deutschland vereinen müssen und mächtig und stark, wie ein rocher so bronze, an dem sich jede Welle brechen möge, die ein Frieden bringen will. Er äußerte, wie der innere Friede solle gewahrt bleiben, das sei sein Streben. Und was mögen ihm unter dem westlichen Schilde des deutschen Reichs als fährten am Fuße des deutschen Baumes vor Allen auch seine Wälder gelten. Ich esse dabei auf Ihre große Mühsal und gebe dieser Hoffnung Ausdruck in dem Worte: Es lebe die Mark Brandenburg und ihre Wälder burrah, burrah, burrah!

Mit elementarer Begeisterung stimmten Alle ein. Der Kaiser wies noch längere Zeit inmitten seiner Wälder und verabschiedete sich dann unter lautvollem und gnädigen Worten von dem Oberpräsidenten.

*** Ein Lauf dem Generalpostmeister!** Ein fröhliches Wort, daß an zielbewußter Entscheidung nichts zu wünschen übrig ließ, haben gestern die Sozialdemokraten im Reichstage zu hören bekommen. Seit jeder haben sie die Genossenschaft, bei der Gleichberechtigung nach der Arzene insbesondere die Fortentwicklung von Genossen, von Angriffen zu machen, die selbstverständlich nur darauf berechnet sind, in dem vielstufenförmigen Beamtenberuf dieses gewaltigen Verwaltungsgebietes Unzufriedenheit zu erregen und der Unbotmäßigkeit gegen die Disziplin Thor und Thür zu öffnen. Gestern hatte es aber den Anschein, als ob der Abgeordnete Singer nach dem zweifelhaften Nimm gelte, sich selbst zu überlegen; denn seine Anstöße gegen den Leiter der Postverwaltung gingen derzeit ins Maßlose, daß ihm sogar der freiwillige Vizepräsident Schmidt mit der für ein Vorhaben des Reichstages allerdings sehr langsam folgenden Bemerkung unterbrach: „Sie würden mir gerne erzählen (wenn Sie sich mehr Mühe gegeben hätten), daß das lang durcheinand nicht eine Zurechtweisung, sondern eher eine wohlmeinende Maß. Herr Singer ließ sich aber nicht raten, sondern lobte weiter, jedoch sich, man denke! Herr Schmidt genötigt sah, ihn zweimal zur Ordnung zu rufen. Der Staatssekretär v. Pöhlitz blieb dem unaebwürdigen Neben die übervorne Antwort nicht schuldig. Mit ebenfalls kraftvollem Selbstbewußtsein tief er in die Reihen der Sozialdemokraten hinein: „Darüber dürfen die Sozialdemokraten nicht im Zweifel sein, daß ein Beamter keine sozialdemokratische Gesinnung haben darf.“ Und weiter bezeichnete er es mit feiner Energie als seine vornehmste Pflicht, einen Beamten, der nicht selbst einzieht, doch er sich mit einer sozialdemokratischen Gesinnung zu seinem Dienste in Widerspruch setzt, aus den Reihen der Postbeamten herauszubringen. Einige seiner Zeit wiederholte Erlosse, mit denen Herr von Pöhlitz den sozialdemokratischen Untrieben in den Reihen seiner Unterbeamten das Handwerk legte, waren es, die den sozialdemokratischen Führer so in Harnisch brachten. Herr Singer wird aber zu dem Gerichte seiner wüsten Wiederholungen kommen sein, als ihm sein Verhalten mit ruhiger Gelassenheit beantwortete: „Ich muß unbedingt daran festhalten, daß Arbeit darüber besteht, wer der Herr im Hause ist!“ Die Genugthuung über diese energische Abwehr brachte Herr von Karobitz zum Ausdruck, indem er daran den Wunsch knüpfte, daß die übrigen Reichstagsmitglieder mit derselben Energie gegen die sozialdemokratischen Be-

strebungen vorgehen mögen. Damit hat der Generalpostmeister sich Dank verdient.

*** Wählerleit im Königreich Sachsen.** Für die vorstehenden Neuwahlen zum sächsischen Landtag ist erfreulicherweise das alte Kartell zwischen den Konservationen und Nationalliberalen auch diesmal erneuert worden. In einem gemeinsamen Aufrufe der Vorstände beider Parteien heißt es: „Die Einigung der beiderseitigen Parteimitglieder über gemeinsame Kandidaten ist zunächst innerhalb der einzelnen Wahlkreise anzustreben. Dabei ist in den Wahlkreisen, in denen dem letzten Landtag ein Mitglied einer der beiden Parteien im Besitz des Mandats gewonnen ist, der Bestimmung zum Ausgangepunkt zu nehmen. Wo eine Einigung nicht zu erreichen sein sollte, werden die Parteivorstände im gegenseitigen Einvernehmen vermittelnd eintreten und einen Ausgleich herbeizuführen suchen.“

*** Vergewaltigung.** Man erinnert sich, daß der Handelsminister vor mehreren Monaten die Leiter der Grubenverwaltungen, der staatlichen wie der privaten, zu Ostfriesland über den vorläufigen Entwurf einer Verordnung aufzuforderte, wonach zur Vergewaltigung auf Arbeitervertreter herangezogen werden sollten. Gegen diese Voricht hat sich sofort eine lebhaftes Genossenschaft in beteiligten Interessenkreisen erhoben. Jetzt ist die Entscheidung dahin getroffen worden, daß von der beabsichtigten Einigung von Delegierten der Bergarbeiter nicht genommen werden soll. Die verneinte und verbesserte Aussicht soll durch Verärgerung des Personal der Unterebenen gelehrt werden. Wir hatten von vornherein auf die Gefahren bei einer etwaigen Zulassung von Arbeitervertretern aufmerksam gemacht.

*** Sozialdemokratie und Willkürsystem.** Die Herren Webel, Rautsch und andere Genossen haben in letzter Zeit wieder mehrfach der sozialdemokratischen Schwärmerei für das Willkürsystem Ausdruck gegeben. An beachtenswerter Weise tritt ihnen jetzt eigener Genosse Max Schuppel entgegen. Er hält eine einjährige ununterbrochene Dienstzeit für weit zureichender als jährliche Einberufungen von vier und mehr Wochen vom 14. bis einschließlich zum 26. Jahr. Am Schluß des Artikels sagt Herr Schuppel:

„Eben geltend, ich glaube, der Bayern, der Zuehlerhöflichkeit der längere Zeit in der sozialdemokratischen Organisationstadt abtrug, ist uns zugänglicher wie der von Rindfleisch, der nur auf den Grund die Großstadt eintritt. Warum ich ich, neben den wirtschaftlichen, auch die politischen Wirkungen des Willkürsystems, wie es bei uns allenthalben denkbar wäre, etwas anders an wie üblich. Aber von jeder Feindschaft gegen die Demokratie und des Willkürsystems fühle ich mich dabei frei. Ich mache nur nicht jedem Worte seine Meinung, weil eine solche Vornehmheit auf ihm steht.“

Die offene Ansprache ist bezeichnend, wie ungenügend die erste Prüfungsbedingung des Vaterlandes, die Landesverpflichtung, vor Allen von dem Gesichtspunkte aus eingerichtet werden soll, um für die Sozialdemokratische Propaganda zu machen, und wie verächtlich wieder einmal ein Genosse über die alten sozialdemokratischen Glaubenssätze urteilt.

*** Ein ganzer Verein „hinweggeflogen“.** Wie in anderen bayerischen Städten haben sich auch in München die einzelnen Parteioptionen aufgelöst und zu einem einzigen Verein zusammengelassen. Zur der Verein „Vorwärts“ fingt sich nicht, sondern beschloß, als sozialdemokratischer Einzelverein weiter zu bestehen. In seiner Generalversammlung beschloß nun, wie die Mannheimer „Vollstimm“ mitteilt, der sozialdemokratischen Münchener mit allen gegen fünf Stimmen, den renitenten Verein aus der Partei auszuschließen, nachdem sich derselbe durch sein Verhalten selbst außerhalb des Rahmens der Partei gestellt habe. Wie man sieht, spricht die Sozialdemokratie mit den „Genossen“ ganz anders um, als sie beansprucht, von anderen Seiten behandelt zu werden. Die Sozialdemokratie, die sich nicht nur durch ihr Verhalten, sondern auch durch ihre, einen Staat im Staate darstellende Organisation selbst außerhalb des Rahmens des staatlichen Gemeinwesens gestellt hat, hat jedenfalls noch weniger auf Schonung Anspruch, als der „hinweggeflogene“ Münchener Verein.

*** Eine offenbar falsche Nachricht** wird wieder verbreitet. Wir lesen:

Frohen Schritte ging ich nach Hause, machte Halt, holte eine halbe Pistole Mabeira zum Vorlesen und leckte mir eine meiner besten Cigarren an. Und ich dachte bei mir, jetzt raucht der Baron sicher eine von den Cigarren, die ich ihn bei dem Landrat in der Hof stehlen las.

War er eigentlich ein Haar besser als ich?

Selten hatte ich mich so zufrieden gefühlt. Vor mir neben dem Weinlag lag das geliebte Geld.

Ich hatte ein Gefühl von Reichtum, als ob mir plötzlich ein Erbschaft zugewallen wäre oder ich in der Lotterie gewonnen hätte.

Bevor ich zu Bett ging, verbrachte ich das Bankbillet zwischen einem Paß Briefe, die ich in einer offenen Kiste auf dem Boden liegen hatte. Dort würde es Niemand suchen. Ich steckte das Billet in einen goldenen Briefumschlag, den ich leicht wieder erkennen konnte, und legte mich sehr zufrieden zu Bett.

Am nächsten Vormittag suchte ich den Landrat auf.

„Mein lieber Bürgermeister“, begann er, „das war ja gestern Abend eine herrliche Geschichte. Was soll ich Ihnen? Es heißt mir nur eine Erklärung, daß einer der Bedienten entweder mein alter Laos oder der gemietete Diener, das Geld gestohlen haben. Es ist mir ganz unglücklich, ich kenne sie beide als ehrliche Menschen, aber der Schein ist gegen sie. Doch wie dem auch sei, ich möchte die Sache nicht an die große Glocke hängen und darum bin ich zu dem Entschlusse gekommen, dem Baron zu schreiben, daß sich das Geld doch nachträglich hier vorgefunden hat und daß ich es ihm einlegend zurückgebe. Was meinen Sie dazu?“

Nun muß man wissen, daß der Kammerherr Alie durchaus nicht ein Kräftig war. Es hat mir leid, daß er dem reichen Baron die Summe erlegen wollte und deshalb antwortete ich:

„Aber lieber Freund, Sie nehmen die Sache entschieden zu tragisch. Der Baron war gestern etwas angezogen, und ich bin noch lange nicht davon überzeugt, daß ihm das Geld wirklich fehlt. Vielleicht läßt sich die Sache heute auf. Wenn ich Ihnen raten soll, so warten Sie wenigstens noch bis Morgen, bevor Sie weitere Schritte unternehmen.“

Es glückte mir auch, den Landrat zu beruhigen, worauf ich mich nach dem Hof begab und den Baron aufsuchte.

Ich fand ihn richtig noch in Bett und er begann nun, ihm wegen seines Benehmens eine gehörige Straf-

Die französische Volkshoff in Konstantinopel soll hartem Joch gegen die Erlaubnis zum Bau von Docks und Entrepots in Galatas (Balkon) eingeklagt haben, wie sie mit der Konvention zum Bau des Kanals (Balkon) verbunden sind. Der Vertrag ist hierauf, daß die Bevölkerung der Stadt und Entrepots angeschlossen der französischen Kriegsmarine sei referiert sei. Erfolg dürfte der Protest kaum haben, da die Regierung die Quasiöffentlichkeit unter fremden Umständen auf Staats-Balkon bezogen werden können.

Es ist natürlich die demokratische Hoff. St., welche diese thörichte Mitteilung aus der Luft greift.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Rur Vertagung des Reichstages. Der Baron von Sittich zufolge erklärte der Ministerpräsident Graf Tschun in der Sitzung der parlamentarischen Kommission der Reichstags der Abgeordnetenhaus, die entsprechende Beschlüsse der Vertagung des Reichstages sei bei empfangener Vorläufige Obstruktion und der Vertagung der Vertagung auf Vertagung beruhen. Der Eintritt besserer Zustände seien seinen besten Wunsch. Die Mehrheit habe Alles getan, um ein Fortführen der Arbeit im Laufe zu ermöglichen. Eine weitere Fortsetzung der unfruchtbarsten Arbeit des Reichstages sei daher wegen der parlamentarischen Unmöglichkeit. Eine Vertagung der Vertagung sei unerschicklich, aber nur bei gegenseitiger Willfährigkeit und Verantwortlichkeit auf der Grundlage der Vertagung und Gleichberechtigung möglich. Die Dauer des außerparlamentarischen Zustandes sei nicht zu bestimmen.

Schweden.

Die Regentchaft des Kronprinzen. Wie wir gemeldet haben, ist dem Kronprinzen Wilhelm von Schweden die Regentchaft der Regentchaft übertragen worden. Zu dem Antritt der Regentchaft hat er folgende Bedingungen zwischen Schweden und Schweden zu angehen, daß er sich längere Zeit in Schweden aufhalten muß. Die Regentchaft des Kronprinzen wird voraussichtlich bis in den Sommer hinein währen. Nachdem die Vertagung der Vertagung die Annahme des Gesetzes, welches das Verbot gegen die Nationalität ist unerschicklich, aber nur bei gegenseitiger Willfährigkeit und Verantwortlichkeit auf der Grundlage der Vertagung und Gleichberechtigung möglich. Die Dauer des außerparlamentarischen Zustandes sei nicht zu bestimmen.

Sachsen.

Der Zwischenfall Grafmühl in Apia, den wir heute früh nach englischer Quelle gemeldet haben und der zu dem neuen Freiwerden den Antrag gegeben haben soll, ist, wie von uns oben angegeben, nicht so thörichtlich, wie es hiesig gemeldet. Ein Deutscher hat in angelegter Stimmung ein Fenster des obersten Gerichtshofes eingeworfen zu einer Zeit, als in dem Gebäude Niemand anwesend war. Rechtlich lag also eine Sachbeschädigung vor. Der Derriehrer hat seine Verurteilung ebenfalls überschritten, als er den Deutschen wegen dessen Unbesonnenheit vor seine Jurisdiktion forderte. Andererseits handelte der deutsche Konsul vollkommen korrekt, indem er die Auslieferung des Grafmühl verlangte, da dieser wegen seines Vergehens vor sein Land als das deutsche Konsulat eingeworfen. Dem Hebrigen wird sich der Vorgang erst dann abklären lassen, wenn einmündige Berichte eingegangen sein werden.

Au den früheren Vorankommen auf Samoa erhalten die „S. M.“ nachstehende Zuschrift aus Amerika: „New York, 23. Januar. Derriehrer A. D. D. de, der längere Zeit in Samoa an der Spitze der Gesellschaft stand, veröffentlicht eine Erklärung in der S. M. von 1890, die die der ich folgendes entnehme: Er behauptet, daß derriehrer der Wahl Matafao befähigt und für unzulässig erklärt hat. Matafao ist unstrittig der herrschende, gebildet und populäre als Samoaner. Es herrschte auch die Chambers von den englischen Wählern bestanden, die alle getauerten Feinde Matafao sind und den minderjährigen protestantischen Matafao unterstützen, während Matafao Katholik ist. Derriehrer D. de meint, General Consul Matafao habe nicht vorzeitig gebandelt, als er sich auf Seite des mit großer

„Wielicht steht das Geld noch in Ihrem Heberort?“ Der Baron, der inzwischen ganz nüchtern geworden war, sagte in einem Ton, der nicht allzu freundlich klang: „Ich wiederhole, ein Irrtum ist ganz ausgeschlossen. Ich bleibe dabei, mir fehlen hundert Mark.“

Da sagte ich, ein wenig ironisch, aber sonst vollkommen ruhig und kühl in meinem Ton:

„Da der Herr Baron seiner Sache so sicher ist, so bleibt uns Willkür nichts Anderes übrig, als uns einer Visitation zu unterziehen. Ich als Haupt der schädlichen Polizei stelle mich dem Baron zuerst zur Verfügung.“

Meine Worte verriethen ihre Wirkung nicht. Der Baron begriff, daß er im Hause des Landrats die Sache nicht auf die Spitze treiben durfte und im Tone eines Grandseigneur sagte er, daß die ganze Geschichte ja nicht der Rede wert ist und daß sie sich schon am nächsten Tage auflären werde.

In einer etwas gedrückten Stimmung nahmen wir Abschied von einander. An der Thür flüster mir der Landrat zu, daß er mich am folgenden Tage sprechen möchte.

Ich ging mit dem Doktor nach Hause. Wir sprachen natürlich von dem Vorfall noch, und besonders der Doktor war sehr aufgebracht über den Baron, der, wie er meinte, eine herbe Zurechtweisung verdiente, da er eigentlich die ganze Gesellschaft des Diebstahls beschuldigt hätte.

„Und wenn ihm die 100 Mark wirklich fehlen, denn gönne ich's noch am ersten. Es ist ihr recht und billig, wenn er das Geld, das er auf so wenig gentlemanlike Weise beim Verbrechen erlangt hat, wieder los wird. Ordentlich besetzen müßten sie ihn.“

„Na, soweit wollen wir doch nicht gehen“, sagte ich, „Ich für meine Person halte Diebstahl für das hässlichste und niedrigste aller Verbrechen. Ich kann verstehen, wie man aus Evidenzhaft einen Thron begelien kann, auch der Diebstahl aus Hunger und Geld ist schließlich entschuldbar, aber ein Diebstahl nur des Geldes wegen ist unverständlich.“

Während ich dies sagte, freute ich mich im Stillen über den Ton von Wahrheit, in dem ich meiner Leberzeugung Ausdruck gab. Zugleich dachte ich: Wenn der Schein während des Sehens sich nur nicht hinausschiebt und aus dem Siefel fällt! Auf dem Marktplatz nahm ich Abschied vom Doktor. Raum war ich allein, als ich mich bückte, um zu unteruchen, ob das Geld noch vorhanden sei, und mich beichte, es an einem sicheren Ort zu bringen.

Rebren nicht... (Vertical text on the right edge of the page, partially cut off)

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Vermischtes.

Verstorbene Pulver-Explosion. Die „Aöln. Zig.“ erzählt einen furchtbaren Bericht aus Hangkiau (China), wonach dort ein Pulvermagazin in die Luft geflogen ist, wobei 2000 bis 3000 Menschen umgekommen sein sollen; von dem in der Nähe des Magazins befindlichen Soldatenlager von 1500 Mann nebst einem General ist niemand mit Leben davon gekommen. Im Umkreis von 3 Kilometer sind sämtliche Häuser zerstört und die darin befindlichen Familien getödtet; unter den Getödteten befindet sich kein Ausländer. Die Ursache der Explosion, sowie die genaue Zahl der Umgekommenen werden sich niemals feststellen lassen.

Johann Erb. Dieser Tage hat ein Matrose Namens Johanna, der immer Zeit auf dem Schiffe Johann Erbs dienete, an seine in Göttingen wohnenden Angehörigen ein Schreiben geschrieben, worin er ihnen mitteilt, daß er sich in Südamerika aufgehalten und wohlhabend sei. Diese Nachricht hat die Mutterfamilie wieder auf den unglücklichen Erbsen gezogen, denn in der Nähe von Feuerland Schiffbrüche ereignet haben soll, und erwiderte die Hoffnung, daß Johann Erb sich vielleicht doch noch an Leben befindet. „Das Journal“ veröffentlicht nun ein Schreiben eines pensionierten Seemanns, der einige Daten über den Aufenthalt Johann Erbs in Jauaque mitteilt, wo der Erbsen zum letzten Male gesehen wurde. Johann Erb befand sich im Winter 1890 mit seinem Schiffe „Santa Margherita“ im Hafen von Jauaque. Das Schiff wurde von Kapitän Götz befehligt, abgesehen von der Besatzung von Lebensmitteln und — was besonders auffallend war — mit der Ausrüstung seines Schiffes, im Liebrigen keine weiteren Vorräte. So oft er mit fremden Offizieren zusammenkam, erkundigte er sich eingehend nach den kulturellen, wissenschaftlichen und ethnographischen Verhältnissen der Inseln von Bolonien und machte sich wiederholt aus Notizen über das Gedeihen. Im Laufe des Aufenthaltes in Jauaque erkrankte plötzlich Kapitän Götz, von dem der Erbsen den künftigen Bestimmungsort der „Santa Margherita“ darüber abgemacht, und als Johann Erb nur auf eine solche Gelegenheit gewartet hätte, entließ er den Kapitän sofort mit einer beträchtlichen Entlohnung und gab Götz, das Schiff flott zu machen. In der Hoffnung auf eine gleich hohe Entlohnung bat er, daß der größte Teil des Schiffpersonalis um seine Entlassung, die Allen die es wünschten, erteilt wurde. Der in Südamerika lebende Matrose Johanna, der jetzt ein Lebenszeichen von sich geben hat, dürfte einem entlassenen Matrosen angehört haben. Nachdem das Schiffpersonal wieder eingewandert war, fuhr das Schiff ab und letzter wurde Johann Erb von Niemandem mehr gesehen. Im Jahre 1891 gelang es der Leuzergerg vertrieben, daß sich der Erbsen auf einer der Südseeinseln ein neues Heim gegründet habe und noch jetzt dort lebe.

Ein Mord und Selbstmord wurde Mittwoch Abend in Eicklin verübt. Am letzten Tage hat der Schneidermeister Johannes Zaleski ein zwanzigjähriger junger Mann, im zweiten Stockwerk seine Arbeitsräume und Wohnung. Nach nach 10 Uhr trat Zaleski den Besuch seiner Frau, des etwa 20 Jahre alten Pauline Zaleski aus Starogard. Was sich nun zwischen den Beiden abspielte, ist nicht bekannt. Gegen 6 Uhr hörte der Schwager des Ermordeten, Ernst Schmidt, der seinen Laden in derselben Gasse hat, in der letzten Wohnung einen Schuss fallen. Man benachrichtigte sofort die Polizei, worauf ein Kommissar mit mehreren Schülern in die Gasse erschien. Als sich die Beamten der offenen Hand die Wohnung erkundigten, wurde diese von dem in ihnen durch die Anna Zaleski geöffnet. Gleich darauf fiel wiederum ein Schuss in der Wohnung, und als nimmte die Polizei in das Zimmer einbrang, fand man Zaleski in einer Ecke, auf dem Rücken liegend, tot da vor; er hatte eine Schuttrunde in der Brust. Anna Zaleski lag in der Mitte des Zimmers auf dem Fußboden, sie war vornüber gefallen und lag mit dem Gesicht nach unten, in ihrer Nähe lag ein abgekochtes Kesselchen. Sie hatte sich einen Schuss in den Hals beigebracht. Das Mädchen lebte noch, verriet aber, ob es heißt, soll Zaleski sich genügt haben, daß die Anna Zaleski gegebene Geheißer dies zu halten.

Wesce auf dem Abde. Aus München wird über folgenden Gaunerreich berichtet: Gelegentlich eines Gaunerfestes in St. Georgen am Ammersee war in der dortigen Schloßbrauerei eine größere Gesellschaft versammelt, meist Einwohner von St. Georgen, Dörfen und den umliegenden Dörfern und Biedern. Ein Bauer, der vornehmlich aus des köstlichen Trinken sah, machte Halt und befragte sich ebenfalls am Regalen. Seine Waise und Wonnosch erwiderte die Gesellschaft in fletem Sagen. Als er zwei Gläser genommen, gab er die beiden zum Trinken; sie trank sofort für die ganze Gesellschaft getrunken werden. Als Wonnosch's Waise und Wonnosch's Waise trank, wußte er nicht, was er tat, bis die ledere Maßzeit fertig war, wollte er ihnen einige Kunststücke auf dem Abde zum Weiten geben. Er fährt auf der Straße vor dem Wirtshaus einige Male auf und ab und fährt dabei verschiedene Kunststücke aus, die ungeliebten Weile ersten Schicksal will er noch einen Saupstreich machen. Er erbitet sich von einem Herrn einen Hut und läßt sich in denselben von den Anwesenden einen Ring, Portemonnaie, Taschenmesser, Schlüssel u. s. w. hineinwerfen mit dem Bemerkten, er wolle ihnen ein Baubrettlücken in die Waise auf dem Abde vorführen. Von allen Seiten wird ihm das Baubrettlücken zugesandt. Hierauf fährt er nach einem ca. 200 Meter entfernten Gehäus an der Landstraße, steigt dort ab und manupuliert mit dem Hute; man kann jedoch nicht sehen, was er macht. Endlich kommt er in flotten Tempo wieder anwesend. Auf allen Gesichtern liegt der Ausdruck gespannter Erwartung. Als er an der vor dem Wirtshaus herrschenden Gesellschaft vorbeikommt, wirft er mit kräftiger Schwung den Hut über die Köpfe der Versammelten. Ein wahrer Andrang ergreift sich über die Gesellschaft. Man schreit, lacht, läßt, läßt Bravo und auf ermunterndem hinter dem Stadtrath, denn, der immer weiter wird und endlich bringt eine Waidede vor. Die Waise trinkt und trinkt, daß er nicht mehr weiter kann. Portemonnaie schließlich doch etwas „hinunter“. Man eilt nach dem Gehäus und findet auf einem Sandhaufen einige Schlüssel und Taschenmesser und einen Hut, worauf folgt: „Kaffen Sie sich die Waise auf schneiden, beachtlich bei ja. Da erlaube mir als lebendes Ansehen an Ihre weiche Gesellschaft die mir übergebenen Sachen mitzunehmen.“

Ein Fenster-Gentleman. Die Pariser Presse beschäftigt sich mit dem Debut des Pariser Schauffardiers Deiler Sohn, der seinem emeritierten Vater soeben nachgefolgt ist. Der arme Sünder war ein jugendlicher Wüster, „Wegener, der in den letzten Tagen quillolinit wurde. Die Wüster besperrten die Exekution wie eine schlagende eitle Aufhebung. Der „Wüster“ behauptete, daß er ein solches Debut hat sein Debut in Paris soeben brillant (brillamment) absolviert. Er hat Wegener mit einer herzerregenden Sicherheit der Hand befördert.“ Man befriedigt sich bei der Kritik des „Wüster“ aus. Er sagt: „Der Deiler hat nur sehr selten in seinem Jugendjahre Gehört und Gündler. Er wird dem vorliegenden 4. seiner Gehäus mit der letzten Sicherheit eines Gentlemen. Der neue Fenster hat auf alle Anwesenden einen ausgeprägten (excellenten) Eindruck gemacht.“ Auch auf den Hintergrund?

Fräulein Katharine. Ein Gefangenenauffeher zu Verendorf hat letzte Woche an einem Thore des Hellenfangens zu leben. Er wird nach, daß seine Frau ihn letzten Woche trödet. Als die Waise seit langem verstorben war, ließ er sich vertragen, um zu Hause nachzugehen, warum sein Weibsober ausgetrieben. Hier fand er keine Frau an einer Thür erkrankt. Von dem schrecklichen Anblick wurde der Mann so ergriffen, daß er in Ohnmacht versank und alsbald starb. Die Frau, die früher schon in einer Irrenanstalt untergebracht war, soll aus Schmerz in den Tod gegangen sein.

Nach einem Streit mit ihrem Manne überzog sich in Neuz eine Frau mit Petroleum und änderte dies an. Sie wurde sofort verurteilt und hat bald darauf. Seine Frau erkrankte. Im 2. Jahre langtröde bei Schwäche befand sich der Spinnstube seine Frau, ein junges Bauernmädchen. Dort spielte er mit dem Revolver, aus welchem alle Patronen bis auf eine zu Ehren des Kaisergeburtstages verschossen waren. Wüßlich entlich sich die Waise und die Frau, die in unmittelbarer Nähe stehenden Frau in den Leib. Die Waise erkrankte sich 1.000 ärztlicher Hilfe tödtlich. Drei Tage später ist die Waise gestorben.

Belohnung eines Verbrechens. Man schreibt aus Lüben: Der Züchlermeister W. ist einer der unglücklichsten die gemeinliche schwere Straftat gegen das Dienstmädchen des Gasmasters Bauer

in Hfla (Kreis Lüben) in räuberischer Absicht verübt hat, ist er gefangen in den Gefängnis in Liegnitz eingeliefert worden.

Die starke Däme. Aus Hamburg wird geschrieben: Eine französische Dame spielte sich im Bureau des Rechtsanwalts Dr. K. in der Absicht ab. Präsident von W. in ihres Bekannten Namens. Sie trat eben hübsch, wie getrichtert und flüchtig, ja sogar sehr feil. J. W. hatte in Hamburg aber keine guten Gedächtnisse gemacht, sie kontrahierte Schanden, wurde verlastet und mußte den Ehrenanstand leisten. Sie bog sich nun in das Bureau des germanischen Rechtsanwalts, um noch eine Schuld von 7 Mk. zu bezahlen. Sie legte ein Bescheidnied auf den Tisch hin und verlangte drei Mark zurück. Der Rechtsanwalt weigerte sich aber, das Geld herauszugeben, sondern beanpruchte es als eine Abzahlung auf die Kosten. Präsidenten J. W. verlangte nun in sehr energischer Tonart die drei Mark, ersetzte aber nur das Restbetrag, das sie von dem Rechtsanwalts eben hübsch als Bescheidnied anfordern mußte, das Bureau zu verlassen. Das war der kouragierten Dame denn doch zu viel. Ob der Anwalt sich verlor, fühlte er sich vor seiner lächerlichen Bescheidenheit an dem Augen spaßt, wie ein Hund in die Höhe gehoben und mehrere Male durch die Luft geschleudert. Dann zu dem des muskulösen Namens, ein Bauer, und der Rechtsanwalt floh wie ein Ball durch die Luft über seinen Schreibtisch hinweg und direkt in den Papierkorb; anfangend streckte er die Beine gen Himmel. Doktor K. lachte unheimlich. Entsetzt eilte der Rechtsanwalts ins Zimmer und ging auf die Köchenbänderin zu. Aber auch er wurde mit vierzig Mark gepackt und in eine Ecke geworfen, das im Setzen und Hören verging. Dann verließ J. W. sich erhaben dem Saal des Büros.

Das Valentinsteuer eines Bürgermeisters. Ein amüsanter Geschehnisse, dessen Held der Bürgermeister einer kleinen Stadt im No den Englands ist, macht gewissermaßen in englischen Blättern die Runde. Valentin Steuerbauern, ein lebenslustiger Mannlein in den besten Jahren, erkrankte an dem letzten der alljährlich von ihm veranstalteten Maskenbälle in einem Salon, zu dem ein Paar ansässige Amerikaner gehörten. Zum Unglück erwiderte sich die Pantalone als etwas gar zu knapp für seine fluffige Figur. Die Amerikaner, die sich um die Toilette des Bürgermeisters beschäftigten, bemerkten, daß die Hülfe des beheimatlichen Kleiderbüchses nachgaben. Der entsetzte Bürgermeister machte sogleich seine Gattin ausfindig. Die als Frau mit praktischen Instinkten sofort ein Gut mit Nadeln und Nähnadeln aus dem geheimnisvollen Vorrat ihres Kleides an das Licht beförderte und ihren trübenden Ehegatten in ein kleines unbemittelt Gemach führte. Hier entledigte er sich schnell der geängsten Beinkleider, die der Schaden war schon beinahe repariert, als zwei Damen den Korridor entlang kamen, die es unversehrt auf dieselbe verschämte Zimmerden abgeben wollten. Der geängstete Bürgermeister führte zur Thüre, um den Hieo-er vorwärts zu gehen; dieser wollte jedoch nicht funktionieren, denn der Schlüssel steckte im Augen. Woher eine Rede noch ein Mantel oder dergleichen war in dem Raum zu erhalten und erkannt wollte das wenig mühselvoll beizubehaltende Stadtbüreau nicht. Er gab sich ab, um einen anderen Thüre hantabanderte, die sie denn eiligt ist. Im nächsten Moment aber hörte sie Schritte und Knallenklänge gegen die Thüre dröhnen, und in der unglücklich Einzug begehenden Stimme erkannte sie die ihres Gatten. Derlei war in den Augen der Gattin, so sein schlagendes Aufstehen in einem so veränderten Kostüm naturgemäß die größte Situation erzeugte.

Ans den „Allegenden Blätter“. Schlichtes Gewinnen. Warum lassen Sie denn Ihre Alpengewinn mit mir? Ich will Sie nicht mehr in den „Allegenden Blätter“ einreden. — „Weil Sie mir nicht mehr in den „Allegenden Blätter“ einreden können.“ — „Weil Sie mir nicht mehr in den „Allegenden Blätter“ einreden können.“ — „Weil Sie mir nicht mehr in den „Allegenden Blätter“ einreden können.“

Unangenehm. Sonntagmorgen: „Ich will ja Alles gerne glauben, meine Herren — aber das ist die Bittere haben sollen, die nur von der Jagd leben, das ist doch unangenehm!“

Seidenstoffe, Sammt und Velvets am besten u. billigsten direct v. den Seidenwebern von Elten & Kausen. Man ersuche um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten. Krefeld, Fabrik und Handlung.

Carl Eisengraber. Alleinverkauf für das Deutsche Kolonial-Haus, Berlin, für Halle und Saalkreis. Verkauf von Erzeugnissen der deutschen Kolonien unter Aufsicht des Hal. Kolonial-Vereins. Kaffee, Kakao, Schokolade, Vanille, Thee. la. Salat- und Speiseöl, bester Ersatz für Olivenöl. Kokosnussbutter. Cigaretten u. Cigarren von 5 bis 20 Pfg. Fernsprecher 111. empfiehlt la. Oberröbl. M & W Brikets Presssteine, Böhmische Kohle, deutsch u. engl. Anthracit, Steinkohle zu allen Zwecken, sowie la. Westfälischen und hiesigen Koks.

Schonung der Pferde. Sicheres Fahren u. Reiten auf glatten Wegen (Eis, Schnee, Asphalt, Holz etc.) kann nur erreicht werden durch... Hufeisen-H. Stollen (Patent Neuss). Stets scharf! Kronentritt unmöglich! Leonhardt & Co., Schöneberg-Berlin.

Pflastersteine in allen Sorten, sowie Bausteine und sind zu Gewinnung von Wegen... Steinbruch Hohenturm. PATENTE etc. schnell & gut Patentbüro, SACK-LEIPZIG

Eisernes Baumaterial. Prima gewalzte T-Träger, 80-550 mm hoch, gebohrte Eisenbahnschienen, 100-130 mm hoch, bis 2,500 m lang, gußeiserne Balken, 400-600 mm, gußeiserne Fenster, Verankerungen etc. E. Leutert, Halle a. S., Maschinenfabrik und Eisengießerei.



Die Nichten der Hauptwäin von Weilar.

(Nachdruck verboten.)

27) Roman von M. von Eſchen.

Merkwürdig ſchien es, daß Lillian gar nicht ſo entſetzt über dieſe Eskapade war, als man von einer ſo verſtändigen Dame hätte erwarten müſſen. Vielleicht dachte Miß Lillian beſſer von der Selbſtſtändigkeit junger Damen, als man gemeinlich bei uns zu thun pflegt. Vielleicht auch war ſie duldsamer geſtimmt gegen die Regungen des Herzens — oder auch waren ihre Gedanken einfach zu ſehr von etwas Anderem in Anſpruch genommen, um ſich immer nur ungehalten und anhaltend einzig mit der Schwefter zu beſchäftigen.

„Verloren?“ hatte ſie eben Wolfs Worte wiederholt in einem Ton, als ob ſie dergleichen doch für unmöglich hielt, und den Generalſtäbler dabei angeſehen mit einem Blick, der eigentlich recht abweſend ſchien.

Wolf merkte das gar nicht, denn auch ſeine Gedanken waren an anderer Stelle.

Da gerade war jene Depeſche eingetroffen. Major von Weilar und Fräulein von Dernburg hatten ſich zu gleichem unausgeſprochenem Glückwunſch die Hand gereicht.

„Ganger Kerl!“ meinte Wolf.

Und wieder ſchwiegen ſie Beide in einem, wie Einer von dem Anderen glauben mochte, gemeinſamen Gefühl von Freude — während abermals die Empfindungen eines Jeden ihre eigenen Wege gingen.

Dann wurde beſchloſſen, Joſefine ſollte noch eine Weile in Hamburg bleiben. Von dort wollte Heriberts junge Braut nach Dobbrüg gehen, um ſich mit Hilfe von beſſen Mutter für den Beruf einer deutſchen Haus-, Guts- oder Edelſfrau vorzubereiten.

Damit war ein fait accompli gegeben, an dem Niemand mehr etwas ändern konnte und auszuſetzen für nöthig fand.

XX.

Erregt war Lorenz Kirchner an jenem gewitterſchweren Nachmittage nach Haus gekommen; ſo erregt, wie er es lange ſchon nicht mehr für möglich gehalten.

Ideen, Bilder, von denen er nichts wiſſen wollte, gaukelten vor ſeinem Geiſt; Empfindungen, mit denen er für immer abgeſchloſſen zu haben glaubte, beſtürmten ſein Herz. Wie aus einem bleiernem Schlaf ſchien er zu erwachen in verzückter Sehnsucht und ſehnsüchtigem Entzücken.

Lillian hatte wohl recht, es war Frühling! Ein Frühling aber von ſeltiger Schönheit und Harmonie.

Der Mann hatte über den Künſtler triumphirt; das Weib war gefunden, endlich, mit dem er ſeine Interereſſen tauschen konnte, das ihn verſtand, das —

„Illuſion, wieder Illuſion!“ lachte er bitter auf. Auch dieſer Frühling war eine bloße Ironie, ein blaffer Traum von Glück und Schönheit!

Wie konnte Lillian, auf jener Seite des Lebens ſtehend, an die ſeine Mühe und Sorge reicht, den Kampf um das Daſein

begreifen, wie konnte ſie jene Wahrheit auch nur ahnen, deren Erkenntniß einzig unter der Noth, dem Schmerz und dem Glend reißt; wie konnte ſie dieſes Produkt einer raffinirten, üppiigen Kultur, ſein Ideal des Schönen verſtehen?

Sie und er?! Was konnte er, der Armeuleutemaler, der Anwalt aller Enterbten, der Prediger von Mitleid und Erbarmen mit den Kleinen, den Mühseligen und Beladenen — und dann — der Künſtler ohne Namen, der Mann im vertragenen Rock, der reichen, vornehmen Dame ſein?

Eine Laune höchſtens? Vielleicht nur die Laune, ihn zu befehlen für den Geſchmack des Publikums. die Sucht nach Erfolg.

Und Lorenz Kirchner ſchüttelt ſein Haupt. Er will ſich nicht beirren laſſen, weder in ſeiner Kunſt, noch in ſeiner Liebe — in ſeiner „Treue“ verbeſſerte er ſich ſelbſt — „in ſeiner Treue gegen Anna und das Kind!“

Tennoch ließ Lillians Bild nicht ab, vor ſeinen Stimmen zu gaukeln, und immer von Neuem erhob ſich eine Stimme in ſeinem Innern, daß ſie das Weib ſeiner Seele ſei.

Er mußte das in ſich durchkämpfen, ehe er ſie wiederſah. Er hatte abgeſchrieben für den nächſten Tag. Nun ſchämte er ſich vor ſich ſelbſt. Sah das nicht aus wie Furcht? War das ſeiner würdig?

Anna und dem Kinde zu Liebe hatte er das Bild zu malen begonnen; Anna und dem Kinde zu Liebe, um der eigenen Ehre willen, mußte er es vollenden.

Und am anderen Tage ſchon ſtellte ſich Lorenz wieder in der Landgrafenſtraße ein.

Und wieder blaute der Himmel durch die grünen Zweige; intenſiver wurde ſein Licht; das Jahr ſchritt unaufhaltſam vorwärts. Der Maler hatte Mühe, die zarten Töne ſeiner erſten Farben wiederzufinden. Ungewöhnlich ſchnell ſtieg die Wärme. Lillian ſah abgeſpannt aus und müde, wie man müde wird, wenn der Tag nicht halten will, was ſein Morgen verſprochen. Ein ſeltſamer Druck laſtete auf ihnen Beiden, ſie ſuchten vergeblich nach einem befreienden Wort. Scheu, verſtohlen ſah der Mann das Mädchen, ſah das Mädchen den Mann an, warum es ſo anders zwischen ihnen geworden, ob man nicht wieder zurückkehren könne in das alte Geleiſ.

Immer ſchwüler aber wurde die Atmosphäre; keine einſige luſtig leichte Strömung fand mehr ihren Weg in das Häuserlabrynth der großen Stadt; ſchlaff hingen die Zweige nieder; die Blätter wurden trocken, ſtaubig, welk, der Duſt erſtarb in den blauen Fliedertrauben; auch die letzte kleine Blüthe ſchloß die müden Augen im Tod.

Unwillkürlich kürzte man die Sitzungen. Das Bild kam nicht weiter, es wurde geradezu ſchlechter —

„Es iſt wirklich zu heiß,“ entſchied Wolf eines Tages, da er dienſtfrei der Koufine und dem Maler Geſellſchaft geleistet hatte.

„Wiſſen Sie was, lieber Freund,“ er ſchlug Lorenz Kirchner kameradiſchlich auf die Schulter. „Wir ſchicken Ihnen das Ding, und Sie machen es gemüthlich zu Hauſe fertig. Was noch fehlt, aus der Erinnerung. oder wenn Sie

Fräulein von Dernburg haben müssen, sieht sie Ihnen später einmal!"

Wortlos fanden Beide, daß dies für den Moment das Richtige sei. Sie sahen sich an wie befreit.

Dann aber ward ihm, als habe Jemand den Stab über ihn gebrochen, als sei er aus einem Paradies vertrieben, darinnen er kein Recht hatte, zu verweilen. Lilian aber hatte die Empfindung, als triebe sie am weiten Meere, wo der Versinkende zuletzt nach einem Strohhalme greift.

"Sie werden uns besuchen, Herr Kirchner, und mir sagen, wie Sie fortschreiten, und wann Sie mich haben wollen für mein Bild." Sie bot dem Maler die Hand.

Er neigte das Haupt. War es eine Bestätigung — war es ein Lebenswohl?

"Armer Teufel," meinte der Major, "er hat sich wohl übernommen. Ich möchte ihm das Honorar im Voraus schicken, wenn Sie nichts dagegen haben, Lilian?"

Und da war es Lilian, als habe sie einen Schlag empfangen. Es rebellirte etwas in ihr gegen sich selbst, gegen die ganze Welt. Sie blickte den Vetter an — es war aber doch nur ein herzlich verständnißvolles Wohlwollen, was aus seinen Zügen sprach.

Und sie schlang die Hände ineinander, so krampfhaft fest, daß die feinen Finger, einer in den anderen, ihre Spuren ein gruben.

Aber sie widersprach Wolf nicht.

So war es still im Hause Weilar geworden.

Mehr als je waren Lilian und Wolf aufeinander angewiesen. Sie unterhielten sich sehr geistvoll über Kunst und Politik. Fräulein von Dernburg nahm Theil an des Generalstüblers Arbeiten, den Vorkommnissen im militärischen Leben; er begleitete die junge Dame auf ihren Gängen, auf ihren Spazierritten. Die Verlobung der Beiden galt als fait accompli für die Welt. Die Hauptmännin hatte wieder einmal ihr bekanntes Glück gehabt. Leider nur, daß die zunächst dabei Beteiligten so gar nichts davon verspürten.

Je mehr sie zusammen waren, desto weiter gingen doch im Innersten ihre Wünsche und Gedanken auseinander. Je reizender das Leben sie umspielen wollte, um so mehr begann es sich in dem Mädchen zu regen, wie flüchtig, nichtig, wesenlos im Grunde doch Alles war, was sie bisher nach einer — sie wußte jetzt selbst nicht warum — so willfährig adoptirten Anschauung für des Lebens Werth und Inhalt genommen hatte. Und die souveräne Miene, mit welcher bisher Lilian Alles zu tagiren pflegte, erfüllte sie in solchen Augenblicken wohl gar mit einem Schrecken vor sich selbst.

Wenn sie sich an Wolf zu schließen suchte, als fände sie hier Schutz gegen ein Etwas, vor dem sie heimlich uneingestanden, aber immer banger zu zittern begann, dann machte gerade dieses Bangen und die damit zugleich sich steigende Sehnsucht nach einem unsahbaren Glück jeden Herzensston, jede Herzenswärme in ihrem Verkehr mit dem Vetter unmöglich.

Wolf vermigte das nicht, es machte ihm vielmehr das Zusammensein mit der Koufine leicht und erträglich.

Gewiß, je näher er Lilian kennen lernte, umso mehr lernte er sie schätzen. Dennoch, je mehr er sie schätzen mußte, je sicherer er an ihrer Seite ein Leben voll Glanz und Luxus, ohne Kämpfe und ohne Sorgen erwarten durfte, um so häufiger freuten seine Gedanken um einen anderen Punkt: um Hella Sauten.

Er hatte sich um den Eintritt in eine jener Matineen bemüht, welche Professor Schulze zuweilen für seine Schülerinnen veranstaltete: Hella war nicht dort gewesen. Er hatte sich nach ihr erkundigt, vorsichtig, er wollte sie nicht kompromittiren. Sie

hatte sich seit jenem Tag, da sie das Haus seiner Mutter verlassen, mit nervösem Halschmerz für die Stunden entschuldigt und noch nicht wieder eingestellt. Nun stand sie immer vor seinem Geist, wie er sie zuerst gesehen. Wenn sie jetzt von ihm entfernt war — wer trug die Schuld?

Hatte er nicht in seinem besten Empfinden, von der Sucht der Zeit angekränkt, Verrath geübt an jenem schönsten Mannesrecht, an seinem und ihrem Glück?

"Wollt Ihr denn Eure Verlobung niemals deklariren?" fragte ihn endlich eines schönen Tages die Hauptmännin, als solche Gedanken ihn umfingen hielten.

Wolf sah die Mutter an mit einem Blick, daß die kleine Dame erschrak.

"Ich wollte, Mama, wir wären noch dieselben wie einst, da ich Dir den Leutnant mitgebracht und so zu Deinen Füßen saß, ein armer Teufel freilich, der aber meinte, die Welt gehöre ihm. Und sie gehörte ihm auch, weil er den Muth hatte, sich mit ihren Fatalitäten herumzuschlagen. Ich wollte, Miß Ellen hätte auch meine Reventien ihren Vettern oder den Waisenkindern vermach't! Geld und Luxus verdirbt den Charakter, blendet den Blick, daß er das Beste aus seiner Schweite verliert. und erst zu sehen beginnt, wenn es zu spät geworden ist."

Die Hauptmännin erschrak. "Wolf, mein Junge, hastest Du denn das Mädel so lieb?"

Er zuckte zusammen. "Ja, Mutter. Und sie bedurfte meiner, armes, zartes — schwaches Ding!" Klang es nach einer Weile, zuerst entschieden und entschlossen, zuletzt so, wie wenn sich Jemand schämt.

Die Hauptmännin neigte den Kopf, faltete die Hände in ihrem Schooß, drehte die Daumen umeinander, wie sie es früher gethan, wenn es durch eine äußere Bewegung die innere Hochfluth von Sorgen zu beruhigen galt.

Das Mittel schien auch diesmal seine Wirkung zu üben. "Wolf — — aber nicht wahr — Lilian heirathest Du doch?" fragte sie leise.

Er nickte kurz. Ich werde doch nicht zum zweiten Male das Vertrauen eines Mädchens täuschen, dachte er bei sich.

Wieder blickte Mama Weilar auf die Hände in ihrem Schooß. Wieder drehten sich die Daumen umeinander, nur daß diesmal der linke seinen Weg um den rechten nahm. Die Miene der kleinen Frau hellte sich auf. "s ist doch besser so — Männer, wenn sie verliebt sind, wissen nicht, was ihnen taugt!"

XXI.

Man hatte Herrn Lorenz Kirchner das Bild geschickt; Major von Weilar hatte dem Künstler sein Honorar angeboten, sehr liebenswürdig, sehr diskret. Er hatte es zurückgewiesen, ziemlich schroff — dann hielt er sich an die Arbeit von früh bis spät, weil sie fertig werden mußte, und er fertig werden wollte.

Es kam ihm zu Statten, daß er Lilian mit den Augen seiner Seele sah, immer gleich unberührt, ungestört, unverändert durch das Spiel des wechselnden Lichtes, die Zufälligkeiten der sich auslösenden Tagesmomente. Dann hatte Lorenz Kirchner doch nicht vergeblich die Farben eines Makart, die breiten sichern und auch raffinirten Töne eines Munkacsy studirt, ehe er sich mit dem Naturalismus, der Intimität der stillen, leisen Armeleutbilder der Holländer, z. B. eines Israels befreundet. Nun setzte er all' sein Können ein. Sie sollten nicht sagen, er habe sie um ihr Geld betrogen!

Und das Bild schien gut werden zu wouen, als eine glückliche Versöhnung des Alten und des Neuen. Es wurde Einem wohl, wenn man es ansah; auch Lorenz fühlte sich während der Arbeit leichter. Was freilich nicht ausschloß, daß er dazwischen an alten und neuen Schmerzen litt.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Dies und das aus Nizza.

Von Anna Saar (Nizza).

Wenn auch infolge verschiedener Verleumdungen in englischen Blättern der Besuch der Fremden an der Riviera im eigentlichen Winter zu wünschen übrig ließ, so war doch von dem Momente an, als die Kaiserin Friedrich nach Vordighera reiste, ein massenhaftes Zutrommen zu bemerken.

Wettrennen, Wettfahren mit Automobilen, Regatten, Blumenkorjos, Postkarten-Ausstellung, Deutsche Kunstausstellung von D. Heinemann in München, dreimalige Masken- und Maskeraden-Umzüge, bei denen für 40 000 Francs Preise ausgesetzt waren, dazu Oper, Casino und ein Theaterpalais mitten im Meere, — das Alles ward den Fremden in der Zeit von drei Monaten geboten, um ihnen den Aufenthalt so angenehm als nur möglich zu machen.

Seit etwa fünf Jahren hat sich leider der einheimischen Bevölkerung eine wahre Bauwuth bemächtigt, die üble Folgen haben wird. Der größte Banquier, wie die ärmste Näherin wollen den Winter über vermieten und heizen sich nun, die Villa oder das Zimmer in Stand zu setzen und den Sommer über umsonst zu wohnen. Ueberall, wo Poeten und Maler den Reiz der Meeresküste oder der Seealpen-Ausläufer bewunderten und festhielten, erheben sich jetzt ungemüthliche Villen oder kasernenartige „Grand-Hotels“, die bei einem Meer von Nebensteten und den hohen Betriebskosten nothgedrungen auch enorme Preise fordern müssen.

Früher kamen ganze Familien auf sechs Monate hierher; die Lebensmittel waren billig, der Wohnzins gering, man lebte wie weiland Adam und Eva im Paradiese fast nur von Obst. Nun aber, seit Nizza „modern“ ist, seit es der „Salon Frankreichs“ geworden, ist ihm ein großer Theil seiner Stammgäste untreu geworden, um einer Horde von Abenteurern, Stellenjuchenden und Durchzügeln Platz zu machen. Die Oliven-Wälder, die dichtbepflanzten Obstbaum-Gärten verschwinden immer mehr, von Weiden-Feldern und Villenvierteln, kurz, der Spekulation, verdrängt! Nizza la bella ist wie eine kokette Frau, die, um Andern zu gefallen, ihre eigene Häuslichkeit vernachlässigt.

Vor ein paar Wochen ereignete sich hier wieder einmal ein Fall, der wieder nur auf den oft gerügten Luxus in Modestädten zurückzuführen ist und als ein typisches Beispiel gelten kann. Ein braver, tüchtiger Bank-Beamter aus armer Familie liebte eine Näherin, sie wollten in zwei, drei Jahren heirathen. Das Mädchen fand — wie so Viele — einen reichen Fremden, der ihr den so begehrten Schmuck, Kleiderputz und Schminke verschaffte, so daß sie ihren Herzensschatz untreu wurde. Dieser wollte trotzdem Alles vergessen, wenn sie nur die Seine würde. Sie verlangte aber eine Monatsrente; und um ihr diese zu verschaffen, ließ sich der Verblendete verleiten, Gelder zu veruntreuen, zuerst wenig, dann 100 000 Francs auf einmal. Mit der Beute flohen Beide nach Brüssel, wurden aber schon am dritten Tage eingeholt und verhaftet. In der Verhandlung wurde das Mädchen freigesprochen, der Mann zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt. Seine hochangesehene Familie ist auf Jahre hinaus verschuldet, weil sie den Schaden von 15 000 Francs gutzumachen hat! — Meiner Meinung nach müßte das Frauenzimmer eingesperrt werden und so lange arbeiten, bis sie die Summe verdient hätte.

Ja, der Luxus! An wie Vielem ist er nicht schuld, auch bei den sogenannten dienenden Klassen! Von hundert Dienstmädchen, die von fremden Familien mit hierher gebracht werden, verderben gewiß 90! Zuerst ist es „die seidene Blouse für den Sonntag“, die sie aus Standesgefühl den Fremdbinnen gegenüber auch haben müssen. Und als ob der Satan in sie gefahren wäre, freut sie von dem Momente an die Arbeit nicht so recht! Sie finden, daß man als „Bonne“ doch mehr Freiheit habe, denn als Köchin oder „Mädchen für Alles“, und da sitzen sie denn als Bonnen in den Gärten und fallen der oft recht arbeitsamen Versprechung irgend eines Galans in die Arme! Ein, zwei Jahre dauert das „Glück“, dann verzehren sich die Besseren in Gram, die Verderbteren fallen auf die unterste Stufe der Weiblichkeit.

An all' diesen Fällen ist nur die Mode, der Luxus schuld. Es giebt hier große Geidäfte für Konfektion, die den Winter über so viel verdienen, daß sie im Juni alles Liegendebliebene um 10 Francs das Stück durchschnittlich verkaufen! Natürlich jentk sich so ein armes Näh- oder Stubenmädchen:

„Warum soll ich davon nicht auch profitieren?“ und kauft nun zu ihrem einfachen schwarzen Kittel eine grellrothe Jacke mit Haubigenärmeln, oder zu einem grünen Rocke eine fanariengelbe Seidenblouse! Mit den Hüten ist es gerade so. Das neueste Modell kostet zu Beginn der Saison 80 Francs. Mehr oder weniger gut imitirt hält sich das Objekt den Winter hindurch auf der Höhe von 35—40 Francs. Am 1. März stoben die schönsten Federn- und Blumen-Hüte durchschnittlich 25 Francs, und im Mai sind sie bereits nur mehr 4 Francs 50 Centimes werth.

Wenn die Klage der Frauen über ihre Mädchen schon in Deutschland ein beliebtes Gesprächsthema ist, was hätten sie erst hier für Redestoff! Die gewöhnlichsten Mädchen vom Lande, die absolut gar nichts können, als Geschirr zerbrechen, beanspruchen 30—40 Francs Monatslohn. Haben sie schon einmal gebient und sich den Unterschied von einer weißen Sauce und einer „Zwiebeleibrenn“ gemerkt, fühlen sie sich als „Gordon bleu“ und beanspruchen 50 Francs. Wirkliche Köchinnen bedingen sich 80 Francs im Monat und zwei Flaschen Wein pro Tag! Eine Flasche Rothen zum Trinken, eine Flasche „vin blanc sec“ für die Saucen, denn „ohne Wein kann man doch nicht kochen“. Außerdem jeden Sonntag Nachmittag Freiheit von 2—7 Uhr und an einem Wochentage einen zweitägigen Urlaub für Besorgungen. Läßt man sich aus dem Badischen oder aus Oesterreich Mädchen senden, sind es meist solche, die bloß Nizza kennen und Französisch sprechen lernen wollen. Und doch sind sie gegen die Einheimischen noch Gold werth, so zwar, daß sie Einem sofort, d. h. wenn sie erst halbwegs abgerichtet sind, von russischen oder amerikanischen Familien weggekapert werden, die ihnen — freilich nur den Winter über — den doppelten Lohn bieten. Es giebt viele Familien, die, nur um einen treuen Diensthoten zu behalten, diesem eine Ehe vermitteln und dann den Mann nebst Kind auch noch im Hause beschäftigen!

Nun bleibt noch das Heer der Schweizer Dienstleute. Diese lieben aber das Wandern und gehen, ich möchte sagen aus Naturtrieb, „nur für die . . . Saison.“ Entweder haben sie im Sommer schon feste Ausichten in der Heimath, oder sie plagen sich im Winter so reblich, daß sie in der Hitze auskuben wollen und wieder auf ihre „fremde Herrschaft“ bis zum Winter warten. Die tüchtigsten willigsten sind noch Italienerinnen; bis man denen aber Reinlichkeit beibringt, macht man verschiedene Anfälle von Gallenfieber durch! Eine dieser göttlich Naiven behauptete unlängst allen Ernstes, „von der Seife wüchsen einem Haare im Gesicht“, und schmierte sich lieber weiße Puzcreide auf ihre fettige Haut. Gegen das Zahnputzen haben sie durchweg eine heftige Aversion, und eine gewisse Domenica benutzte fünf Jahre lang Zahnbürste und Zahnpasta . . . um sich die Wangen roth zu reiben.

Dann giebt's auch noch die Raffinirten, die garnichts können, aber mit Hilfe eines Kochbuchs doch ein paar Tage täuschen. Die drastischen Erlebnisse mit solchen würden Bände füllen; einen kleinen Vorfall will ich wenigstens erwähnen. Das Mädchen hieß Elise und hatte schon zwei Jahre bei einer Kräfamilie als zweites Mädchen gebient und dem „Gordon bleu“ Alles abgelernt — wie sie behauptet. Ein Schnitzel, eine Schöpfenteule gelangen prächtig. „Na, Elise“, sagte die glückliche Hausfrau, „es geht ja ganz gut, können Sie auch ein „Poulet sauté“ machen?“ — „Oh ja, sogar auf dreierlei Art, — ich möchte nur wissen, wie Madame es will.“ „Ja, wie alle Welt, mit kleinen Zwiebeln und etwas Tomaten gedünstet.“ „Gut, gut“, sagt Elise, kauft einen alten Gockel, siedet ihn unzerhackt, legt ihn ganz auf die Schüssel, garnirt ihn mit gerösteter Zwiebel und ganzen Tomaten im Kranz und bringt dann den bleichen Grets triumphirend als „Fricassée“ herein! Da kann man sich nicht mehr ärgern, sondern muß lachen. Tragischer sind schon jene Fälle, wenn ein Mädchen Hülsenfrüchte als Suppe bereiten soll und, nachdem sie den Drei durch ein Sieb getrieben, schließlich auch wieder die zurückgebliebenen Schalen hineinwirft. Auch gegen gewisse Leidenschaften giebt es einen ewigen Kampf und es ist schon häufig vorgekommen, daß die Köchin dem Keller so fleißig zugeprochen hat, daß sie darin einschleift.

Die Lesewüthigen, die jedes Stückchen Zeitung auswendig lernen, oder heimlich in der Leihbibliothek abonnirt sind, kann man durch die stete Aufmerksamkeit kuriren. Schwerer auszurotten ist das Kartenaufschlagen oder, was hier in Nizza besonders üblich ist, das Laufen zur Wahrsagerin. Man kann schon um 10 Sous, etwa 40 Pfennige, die „allernächste“ Zukunft enthüllt bekommen; viele aber riskiren 20 Francs,

Damen sogar 50 Francs, um sich zu informiren, ob Er treu ist, oder ob der reiche Onkel bald stirbt. In dieselbe Kategorie gehören auch die älteren Dienstmädchen, die sich so viel erirapart haben, daß sie nur über die Saison zu englischen Familien gehen. Sie laufen nicht zu den Wahrsagerinnen, sondern zu den Wanderpredigern und haben dann meist geheimnißvollen Verkehr mit den Geistern. Wenn man ihnen aber den am Boden rumorenden „Geist“ in Gestalt eines kleinen grauen Nagethierchens zeigt, zittern sie vor Angst — denn es könnte doch ein Ueberirdischer gewesen sein.

Allerlei.

Wie man einen Dieb zum Geständniß bringt. Es wird geschrieben: Der Kunstmaler Monsieur B. . . in Paris, der nebst einer elegant eingerichteten Wohnung in Montmartre auch einen vorzüglichen Weinkeller besitzt, konstatierte in den letzten Tagen nicht ohne Beunruhigung, daß sein Vorrath an altem Burgunder merklich schnell abnahm. Bald gewann er die Ueberzeugung, daß der Portier des Hauses den Wein ebenfalls nach seinem Geschmack gefunden hatte und von Zeit zu Zeit einige der bestaunten Flaschen verschwinden ließ. Da es ihm aber nicht gelingen wollte, den sehr schlau vorgehenden Dieb bei der That zu ertappen, sann er darüber nach, wie er den wenig gemüthlichen Cerberus überführen und ihm das Handwerk legen könne. Endlich kam ihm ein idealer Gedanke. Er lud den Wächter seines Hauses eines Vormittags mit liebenswürdigster Miene ein, zu ihm hinaufzukommen, da er ihm ein sehr interessantes photographisches Experiment zeigen wolle. Der Portier folgte der Aufforderung und schritt ahnungslos in das Dunkelkabinett, wo ihm der Maler folgende Rede hielt: „Ich mußte leider die Entdeckung machen, daß man mir meinen Wein stiehlt, und um dem Diebe auf die Spur zu kommen, habe ich im Keller einen ganz besonderen, selbst funktionirenden Apparat aufgestellt, dank dessen ich sehr leicht erkennen werde, wer das Individuum ist, mit dem ich meinen guten Burgunder theilen muß.“ Dieser Empfang verursachte dem Concierge einiges Unbehagen, doch bemühte er sich, eine gute Haltung zu bewahren. „Ich habe da,“ fuhr der Maler fort, „in diesem Entwicklungsbad ein Negativ, das mir sofort die Wahrheit enthüllen wird.“ In diesem Moment machte der Portier, von Furcht ergriffen, einen Sprung zur Thür, indem er rief: „Verzeihung, mein Herr, ich glaube, meine Frau hat mich gerufen!“ „Nein, bewahre!“ beruhigte ihn der Maler, „bleiben Sie nur. Uebrigens sollen Sie das Bild des Spigbüben sehen, damit Sie das Original arretilren können, wenn es wieder dem Keller einen Besuch abstattet.“ Was vor Angst, wagte der Thürhüter nichts einzuwenden und blieb. Das Bad hatte indeß seine Schuldigkeit gethan und der Maler zog die Platte heraus, auf der deutlich die Züge des Portiers sichtbar waren. „Ich gestehe,“ seufzte der Hauswächter und ließ den Kopf sinken, „ich war es, der Ihren Burgunder getrunken hat. Wollen Sie mir verzeihen?“ Der Maler war nicht unerbittlich; er verzieh und gelang nun seinem Börtner, daß er ihn ohne sein Wissen photographirt habe, aber es sei nicht im Keller geschehen. Dies wollte er ihn nur glauben machen, um ein Geständniß von ihm zu erlangen. Der Concierge lehnte sehr niedergeschlagen in seine Loge zurück. Am Burgunder des Malers dürfte er den Geschmack für immer verloren haben.

Wie die Schönen von Kalkutta leben. Eine kürzlich aus Indien zurückgekehrte vornehme Engländerin entwirft von dem Leben, das ihre in Britisch-Indien ansehnlichen Landsmänninnen führen, folgende interessante Schilderung: In keiner andern größeren Stadt dürften die Damen der besseren Gesellschaft von einer so zahlreichen Dienerschaft umgeben sein, wie die Frauen und Töchter der gut situierten in Kalkutta lebenden Engländer. Eine natürliche Folge davon ist es, daß in kaum einer andern Gegend beider Hemisphären das weibliche Geschlecht ein so grenzenloses Nichtsthun an den Tag legt, wie die seine Städterin in der Metropole der mächtigsten Provinz Hindiens. Diese Trägheit ist durchaus nicht, wie vielleicht angenommen wird, durch das heiße Klima bedingt, das allerdings zu einer bestimmten Tageszeit den thätigsten Menschen matt und erschöpft auf sein Kubelager sinken läßt. Im Uebrigen aber ist die Luft während der Morgenstunden von 6 bis 11 Uhr und ebenso gegen Abend von 5 Uhr ab eine so herrliche, daß man thätiglich in ein Paradies versetzt zu sein glaubt. In der Zwischenzeit ist in den Wohnungen der Reichen für eine äußerst angenehme kühlere Temperatur gesorgt, die es jeder nicht von Natur tragen Frau sehr gut ermöglicht, sich mit irgend etwas zu beschäftigen. Die Mehrzahl der Kalkuttaer Damen verzieht es jedoch ausgezeichnet, den Tag in süßem Nichtsthun zu verträumen, und erst nach dem um 8 Uhr eingenommenen Diner erwacht man, um mit mehr oder weniger regem Interesse an den diversen Vergnügungen theilzunehmen, die sich in Form von Theater Vorstellungen, Gesellschaften und Ballen täglich den blühenden Schönen bieten. Natürlich findet man dann erit kurz vor Morgengrauen den Weg in das Schlafzimmer. Das Resultat dieser anormalen Lebensweise giebt sich in bleichen, ausdruckslosen Gesichtern, müden Bewegungen und einem nichts weniger als liebenswürdigen Temperament zu erkennen, mit dem dann die armen Männer und die noch be-

dauernswertheren Dienstboten gequält werden. Die in einem derartigen, körperlich und seelisch kranken Zustande heimkehrenden Töchter Albions, die vielleicht nur ein Jahr „draußen“ gewesen sind, schreiben ihre total ruinirte Konstitution ausschließlich auf Konto des „abscheulichen“ Almas, das merkwürdiger Weise auf vernünftig lebende Frauen auch nicht den geringsten schädlichen Einfluß ausübt. Diese leider im fernem Bengalen nur selten anzutreffende Spezies erhebt sich nämlich spätestens um 6 Uhr Morgens, genießt nach sichtlich gemachter Toilette ihr „chota bazen“, ein leichtes Frühstück, und unternimmt zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde oder auch zu Rad einen Ausflug in die reizvolle Umgegend von Kalkutta. Zurückgekehrt erfrischt sie sich in einem lauwarmen oder kalten Bade und erscheint in eleganterer Morgentoilette blühend und munter bei dem Behnubrfrühstück. Die Zeit von elf bis zwei Uhr, wo das „tikka“ (Gabelfrühstück) servirt wird, füllt sie damit aus, bei kühlerem Wetter Einkäufe zu besorgen, bei großer Hitze dagegen im Hause nach dem Rechten zu sehen, etwas Musik zu treiben und eine gute Lektüre oder Handarbeit vorzunehmen. Nach dem Zweibruch schlief man, bis es Zeit ist, den Bierbrühe einzunehmen. Dann wird große Toilette gemacht und mit dem Gatten, resp. Eltern oder Verwandten, eine Ausfahrt unternommen, bei der man alle Welt unterwegs trifft. Wer sich nun nach einem in angenehmer Gesellschaft verbrachten Abend gegen elf Uhr zu Bett begiebt, der wird nichts von der schädlichen Wirkung des indischen Klimas merken, das jedoch für jedes menschliche Wesen, ob Mann oder Frau, ein sicher tödtendes Gift ist, sobald der Unverständige den an Wahnsinn streifenden Versuch macht, das Londoner oder Pariser Leben in jenem Lande fortzusetzen, durch das der Ganges seine gebilligten Fluten wälzt.

Der Gipfel der Neklame. Man schreibt einem Wiener Blatte: Sie behaupteten jüngst, daß nicht Amerika, sondern Belgien in Bezug auf Neklame an der Spitze der Nationen marschirt. Ich erlaube mir aber, aus meinen Reise-Erinnerungen diese Behauptung zu bestreiten. Als ich während meiner mehrjährigen Reisen in Amerika auf einem der mächtigen Mississippi-Dampfer, dem sogenannten „Floating Palace“, den „Water der Gewässer“ hinab nach New-Orleans fuhr, saß an der Table d'hôte, an welcher mehr als 100 Personen Platz genommen hatten und andere hundert Passagiere auf die zweite Table d'hôte schnüchsig warteten, in meiner Nähe eine Frau, welche mit ihren Nachbarn zur Linken und Rechten ziemlich lebhaft konversirte. Kurz bevor der Nachtschiff aufgetragen worden, erhob sich diese Frau plötzlich, richtete einige Worte an die überraschte Tischgesellschaft und ließ hierauf ein Schriftstück zirkuliren, in welchem sie sich als die unglückliche, völlig hilflose Mutter eines Sohnes introduzirte, welcher — Tags zuvor geberkt worden war, und bat um eine Unterstützung, die ihr auch reichlich zu Theil wurde, obwohl die Mandem Zweifel über die Wahrheit ihrer Angabe auftauchten. Giebt es ein Mutterherz, welches das gräßliche Geschick ihres Sohnes auf solche Weise zu trutzifiziren im Stand ist? Bei der nächsten Haltestation des Dampfers verschwand die schamlose Frau, welche während der ganzen weiteren Fahrt den umhänlichen Gesprächsstoff der Passagiere bildete.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

„Der Philosoph von Sanssouci in seinen letzten Tagen“ das geniale Werk des Bildhauers Harro Maanuffen, das der deutsche Kaiser für das Sterbegemmer des großen Preußenkönigs anaekauft hat, ist auf der Titelseite der Illustrierten Zeitung Nr. 2901 vom 2. Februar ababildet. In derselben Nummer finden wir auch das Porträt des jungen Dichter-Komponisten Siegfried Wagner, sowie zwei Szenen aus dessen dreitägiger romantischer Volksoper „Der Varenbäuer“ nach der ältesten Aufführung im Münchener Hof- und Nationaltheater am 22. Januar. Zur 400jährigen Jubelfeier der Geburt Katharina Luthers geb. von Bora (29. Januar) wird die Illustrierte Zeitung eine Reproduktion des Hochreliefbildes der Gattin des Reformators aus dem Jahre 1540, das sich in der Kirche zu Kirchtitz befindet, und das Facsimile eines Briefes, den Katharina wenige Wochen nach dem Tode Luthers geschrieben hat. Die Bildererie aus Samoa veranschaulicht Land und Leute dieses jetzt wieder vielgenannten Südsee-Archipels. Das Reiterbild des Mars Manganaka, eines natürlichen Sohnes des im März 1889 gefallenen Nezus Johannes, sowie die Porträts Joseph Reinachs und der Wittwe des Oberleutnants Henry Illustrierten die Tagesgeschichte des Auslandes, während das Bildniß des Oberpräsidenten von Schleswig-Volstein, Ernst von Köller, wegen der vielerörterten Ausweisungen aus Nord-Schleswig allseitigem Interesse begegnen wird. Eine fessende Momentaufnahme von Kosjal in Temesvar zeigt den Kaiser Franz Joseph bei der Entgegennahme eines Bittgesuches, das größte Schiff der Welt die Abbildung des neuen transatlantischen Dampfers „Oceanic“; eine tollkühne Bravourleistung eriten Kanizes vergegenwärtigt „Der Taucherprunz von der 20 Meter hohen Kuppel des Circus Busch in das Wasserbecken der Arena“. Das Porträt des am 18. Januar verstorbenen Wiener Professors Dr. Kar. Clau erinnert an einen der glänzendsten Vertreter der Zoologie in deutscher Landen.